



Zeitzeugen berichten

Frau Wilma Schall, Jahrgang 1928

Im Frühjahr 1935 zogen wir von Hamm nach Barmbek-Nord in Stadtparknähe. Die Emil-Jansen-Straße war am Ende und am Anfang mit einigen Häusern bebaut. In der Mitte befanden sich Wiesen, auf denen noch Kühe weideten. Auch die Straße glich eher einer Dorfstraße – ohne Pflasterung. Die Durchgangsstraße Rübenkamp hatte Kopfsteinpflaster. Autos gab es kaum. Für uns Kinder war das herrlich. Die Straßen gehörten uns zum Spielen, Toben und Lärmen. Niemand hat sich beschwert.

Vor den großen Ferien im Sommer war Flaggenparade auf dem Schulhof. Dann wurde die Fahne herunter genommen, und

wir sangen das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied. Wir mussten dort in Reih und Glied stehen und den Arm hochhalten. Der wurde aber irgendwann lahm, und wir legten dann unseren Arm auf die Schulter des Vordermannes. Es gab nur Jungen- oder Mädchenklassen, auch auf dem Schulhof waren Jungen und Mädchen getrennt. Anfangs hatten wir einen sehr netten Lehrer. Er kam immer in SA-Uniform. Aber dann wurde er Soldat, und man holte pensionierte Lehrer, die uns unterrichten mussten.

So schön es für Kinder war im Gegensatz zu heute, war es für die Hausfrauen damals sehr schwer. Alle so segensreichen Hilfsmittel, die für uns selbstverständlich sind, kannte man noch nicht. Es gab weder Waschmaschinen noch Kühlschränke, Fernseher, kaum Telefone, Antibiotika, die Pille, Tiefkühlkost, Pizzas oder Joghurt und nur selten eine Zentralheizung. Die Frauen bewältigten das alles allein oder hatten Hilfskräfte, z. B. zum Waschen oder Ausbessern der Wäsche. Jeden Tag bereitete man das Essen mit dem, was die Saison hergab. Im Sommer hatten wir Mühe, die Butter nicht ganz flüssig werden zu lassen. Aufschnitt wurde täglich gekauft. Es gab die kleinen Läden gleich nebenan. Supermärkte kannten wir nicht.

Im Winter war es morgens ganz schön kalt. Die Fenster hatten wunderhübsche Eisblumen. Dann hieß es erst einmal, das Feuer anzumachen. Der Herd in der Küche und der Kachelofen in der Stube wurden angeheizt. Sehr mühsam war das Wäschewaschen. Ein großer Topf mit Wasser kam auf den Herd. Darin wurde die Wäsche gekocht. Nach dem Kochen musste alles „geruffelt“ werden mit einer Waschruffel. Danach kam das mühsame Spülen. Getrocknet wurde die Wäsche meist in der Küche. Manchmal hing sie einige Tage, bis sie trocken war. Meine Mutter musste sich von ihrem Washtag immer drei Tage erholen. Weil diese Arbeit so schwer war, wurde die Wäsche nicht so oft gewechselt wie heute. Die Waschmaschine ist die beste Erfindung!

Auf den Straßen sah man die Juden (1940) mit einem gelben Stern an der Kleidung. Sogar die Kleine in der Karre trugen diesen Stern. Als ich 12 Jahre alt war, kam ich

ins Kinderkrankenhaus in Rothenburgsort. Hinter dem Krankenhaus verliefen Bahngleise. Es war im Mai 1940, ein ziemlich heißer Tag. Ich hörte merkwürdige Geräusche, stand auf und guckte aus dem Fenster. Dort standen zwei Güterwaggons. In der Mitte waren die Türen etwa 30 cm breit geöffnet. Arme streckten sich zu den Türen hinaus und Menschen riefen: „Wasser, Wasser!“ An jeder Ecke stand ein Soldat mit seinem Gewehr. Schwestern aus dem Krankenhaus liefen zu den Waggons und brachten den Menschen Wasser. Die Waggons standen lange in der Hitze, wie heiß muss es erst darinnen gewesen sein! Ein Jahr später waren die Menschen mit dem gelben Stern nicht mehr zu sehen. Sie waren weg. Aber als Kind machte man sich darüber keine Gedanken.

24. Juli 1943: In der Nacht heulten – wie so oft – die Sirenen. Da lange nichts passiert war, standen wir nur langsam auf, um in den Keller zu gehen. Doch diesmal kam es anders. Sogenannte Tannenbäume (Leuchtkörper) standen am Himmel, die den nachfolgenden Bombern anzeigten, wo diese ihre Bomben fallen lassen sollten. Es gab umfangreiche Zerstörungen in der Innenstadt und einigen angrenzenden Stadtteilen.

Der nächste Angriff kam in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli. Das war der schlimmste Angriff. In dieser Nacht waren die Stadtteile Hamm, Rothenburgsort, Hammerbrook und Barmbek-Süd an der Reihe. Wir haben in Barmbek Nord in der Nähe des Stadtparks gewohnt. Wir hörten die Bomben durch die Luft rauschen und kurz darauf die Einschläge. Stumm vor Entsetzen saß die Hausgemeinschaft im Keller und wartete auf den nächsten Einschlag. Nach der Entwarnung gingen wir erleichtert zurück in die Wohnungen. Wir waren noch einmal davongekommen. Das Ausmaß der Bombardierung zeigte sich erst am nächsten Morgen. Es war ein schöner Sommertag, blauer Himmel, aber man sah nichts davon. Die Rauchschwaden verdeckten die Sonne, die nur noch als roter Ball sichtbar war.

Mein Vater versuchte, mit dem Fahrrad seine Dienststelle bei der Reichsbahn in Altona zu erreichen. Er kam jedoch bald zurück und berichtete, dass kein Durchkommen möglich sei. Die Straßen in Hamm und Hammerbrook lägen voller Leichen, die durch die Hitze der Brände und des Feuersturms auf die Hälfte ihrer ursprünglichen Größe geschrumpft waren. Verwandte von uns wohnten in Hamm. Meine Tante ist verbrannt, man hat nichts mehr von ihr gefunden. Meine Cousine und mein Onkel haben ihr Leben gerettet, indem sie in ein Fleet gesprungen sind. Zuerst waren sie in eine Kirche geflüchtet, aber als diese auch zu brennen anfang, sprangen sie ins Wasser und standen bis zum Hals im Wasser, bis man sie dort nach ca. 5 Stunden herausholen konnte. Wer zu klein war, ist ertrunken. Sie konnten sich wegen der steilen Fleetwand nicht allein befreien und mussten bis zu ihrer Rettung im Wasser ausharren. Man sprach von 35.000 Toten nur in dieser Nacht. Es war ein typisches Arbeiterviertel bombardiert worden. Die Häuser waren teilweise fünfstöckig, hatten bewohnte Hinterhöfe, und es lebten dort viele Kinder. Wir hatten Glück in dieser Nacht.

Am 28. Juli heiß es: „Befehl vom Führer, Hamburg wird evakuiert.“ Viele Menschen, die irgendwo außerhalb der Stadt Bekannte hatten, verließen die Stadt mit Bahnen und Fahrrädern, denn Autos gab es nicht. Die wenigen Autos, die sich in Privatbesitz befanden, waren beschlagnahmt. Meine Eltern und ich fanden Aufnahme in Poppenbüttel. Nachts war wieder Alarm, um das, was noch unzerstört war, zu zerstören. Weil die S-Bahn nicht fuhr und meine Mutter keine Radlerin war, fuhren

mein Vater und ich allein mit dem Fahrrad nach Hause. Kurz hinter Ohlsdorf brannte fast jedes Haus. Wir fuhren durch die brennenden Straßen. Da auf einer Seite nur Häuser standen, auf der anderen Seite Kleingärten waren, war es zu ertragen. Wir hatten Glück! Unser und das Nebenhaus waren als einzige in der Straße nicht zerstört. Man musste aber aufpassen. Häuserblocks, die unversehrt geblieben waren, waren nach einer Woche abgebrannt. Das Feuer fraß sich über Balken von Haus zu Haus weiter. Niemand kümmerte sich darum. Die Bewohner waren geflohen, und Wasser war auch nicht da. Damit das mit unserem Haus nicht auch passierte, riss mein Vater die Fußbodenbretter hoch. Löschte den schon beginnenden Brand mit Sand und bewachte die unter dem Fußboden befindlichen Balken. Mein Vater war nicht zur Wehrmacht eingezogen worden, weil er bei der Reichsbahn beschäftigt war und dienstverpflichtet wurde nach Antwerpen.

Lange Zeit hatten wir weder Wasser noch Strom. Wasser konnten wir eimerweise von einer Pumpe im Kleingarten, ca. 5 Minuten entfernt, holen. Hinter den S-Bahngleisen war eine Güterumgehungsanlage. Dort lag ein großer Kokshaufen. Dieser brannte ca. 14 Tage lang und erhellte die Gegend. Wir hatten Angst und gingen nur noch angezogen schlafen. Jede Nacht bei Fliegeralarm war man dann schneller im Bunker.

Die Schulen waren in unserer Gegend alle unzerstört geblieben. Aber an Unterricht war nicht zu denken. Lehrer und Schüler befanden sich teilweise nicht mehr in Hamburg. Man stellte Klassen aus verschiedenen Schulen zusammen. Nach den Sommerferien fuhren wir in die Kinderlandverschickung (KLV) in den Böhmerwald. Dort war nichts zerstört, und auch vom Krieg war nichts zu merken. Sehr gefallen haben mir die Heimatabende.

In der Kinderlandverschickung (Böhmerwald) von September 1943 bis Ende Januar 1945 haben wir vom Krieg nichts gemerkt. Die Tschechen waren wahrscheinlich nicht davon begeistert, dass wir im Kurbad (Margarethenbad bei Prachatitz) waren. Das Margarethenbad lag ganz einsam etwas erhöht an einem kleinen Berg. Wir waren dort mehrere Klassen von 03 bis 06 (0 = Oberbau). Dort war ich eineinhalb Jahre. Wir hatten normalen Unterricht. Zwar mussten wir Kriegstagebuch schreiben, aber alle anderen Fächer wurden auch unterrichtet. Ende Januar 1945 haben wir unsere Abschlussprüfung (heute Realschulabschluss) gemacht. Unsere Klasse war die Abschlussklasse, also 06. daher waren wir die Ältesten. Die anderen blieben noch dort. Die Tschechen mochten uns nicht. Wir mussten aufpassen, und wir durften nicht allein von Haus zu Haus gehen – nur mindestens zu zweit. Es gab das Haupthaus, das Bäderhaus und noch einige andere Häuser. Im Bäderhaus standen riesige Badewannen, die man über eine große Treppe bestieg. Haare wuschen wir uns mit Persil, denn Shampoo hatten wir nicht. Im Haupthaus fand Unterricht statt,



Dort war auch der Speisesaal, und wir wohnten in der Villa 1900 (s. Bild). Und einmal, als wir zum Essen waren, versuchten die Tschechen, „unsere“ Villa 1900 anzuzünden. Sie hatten Reisighaufen aufgebaut und den Reisig angezündet, aber das Feuer griff nicht auf das Haus über.

Wir sind nach unserer Abschlussprüfung gut nach Hause gekommen. Ich traf später eine

andere Mitschülerin, die noch nach Januar 45 dort geblieben war, und fragte sie, wie sie nach Hause gekommen wäre. Im Sommer 45 drangen die Tschechen darauf, dass die deutschen Schüler das Margarethenbad verließen. Also packten alle Schüler ihre Sachen und marschierten zu Fuß (sie waren 13 Jahre alt!) los - ohne Essen- und Trinkvorräte. Unterwegs erbettelten sie sich Essen und tauschten dafür einen Teil ihrer Sachen ein, bis sie nach ein paar Tagen von den Amerikanern aufgegriffen und per Lastkraftwagen nach Hamburg gebracht wurden.

8. Mai 1945: Der Krieg war endlich vorbei. Bei herrlichstem Wetter besetzten die Engländer unsere Stadt, die Gott sei Dank nicht bis zum letzten Mann verteidigt wurde. Obwohl Hitler befohlen hatte, die Stadt zur Festung zu erklären, war unser Bürgermeister Carl Kaufmann und der Stadtkommandant General Wolz so vernünftig, Hamburg kampflös zu übergeben. Die Kampfhandlungen und somit auch die nächtlichen Bombenangriffe waren vorbei. Es begannen drei Jahre des Mangels bis zur Währungsreform am 20.06.48.

Die Engländer genehmigten uns auf Lebensmittelkarten etwas über 800 Kalorien pro Tag. Normalerweise benötigt ein Erwachsener 2000 Kalorien. Wir haben gehungert und auch im Winter gefroren, denn Heizmaterial gab es nicht. Der „Schwarze Markt“ blühte. Viele Hamburger fuhren mit dem Fahrrad oder mit der überfüllten Bahn aufs Land, um bei den Bauern Esswaren – vor allem Kartoffeln - zu erbetteln oder gegen Wertsachen zu tauschen. Für meine Schlittschuhe erhielt ich ½ Pfund Butter. Im Winter 1946/47 war es sehr kalt, viele Menschen erfroren. Unsere Familie hatte Glück, denn mein Vater war bei der Reichsbahn beschäftigt. Die Reichsbahn stellte uns einen Waggon Schlacke zur Verfügung. Daraus konnten wir Koks sammeln. Das erbrachte etwa 5 Zentner Koks – eine mühsame Arbeit bei klirrender Kälte. „Kohlenklau“ war bei der Bevölkerung nichts Ungewöhnliches. Viele Kinder beteiligten sich daran, kletterten auf die Waggon und schmissen die Kohlen herunter, die unten aufgesammelt wurden. Auch meine Freundin tat das. Dabei verunglückte sie, weil der Waggon ruckelte und sie herunterfiel. Sie fiel so unglücklich, dass sie vom Waggon überrollt wurde, ein Bein verlor und verblutete. Sie wurde 16 Jahre alt.

Die Engländer hatten bei der Post in der Schlüterstraße im Fernmeldeamt die Aufsicht übernommen. Man suchte Personal. Ich habe mich dort beworben und bin angelernt worden. Wir – die Anfänger - erhielten die ersten vier Monate jeden Tag vier Stunden Englisch-Unterricht, und zwei Stunden mussten wir ins Amt, um die Bedienung der Geräte zu erlernen. Unsere Lehrerin war eine Amerikanerin mit deutschen Wurzeln. Ihr Mann war der Meinung, dass er als Deutscher seinem Vaterland helfen müsse. Er meldete sich freiwillig zur Wehrmacht und ist gefallen. So stand die Frau allein mit ihren vier Kindern und hat sich durch den Unterricht Geld verdient. Zu meiner Dienststelle fuhr ich bis Dammtor über Berliner Tor. Das alles war drei Jahre nach den Terrorangriffen. Die Züge hielten lange nicht am Berliner Tor, und wenn dann manchmal die Fenster in der S-Bahn geöffnet wurden, merkte man noch den Leichengeruch. Viele Verschüttete waren immer noch nicht geborgen. Als man am Rübenkamp eine Bombe fand, mussten wir unser Haus verlassen, und alle Leute haben dort am Rübenkamp auf dem Straßenpflaster gesessen, nur Lkws mit Quarantäne-Flaggen durften hindurch fahren. Sie waren mit einer Plane bedeckt, aber hinten offen. Die Lkws waren voll beladen mit Leichen. Das konnte ich selbst

sehen. Es waren immer noch die von den Bombenangriffen getöteten Kinder, Frauen und Männer, die man auf den Ohlsdorfer Friedhof brachte.

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann